Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Gerbergasse 1. Geschäftsstelle v. 8 Uhr Morgens b. 8 Uhr Abends. Telephon-Anschluß Nr. 1296, Amt I.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Gerbergasse 1. Sprechzeit nur von 11—1 Uhr Mittags.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" erscheint wöchentlich sechsmal; Sonnabends mit dem Beiblatte „Nach der Arbeit". Preis monatlich 60 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Nr. 274. | Anzeigen die Expeditionen Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. | Dresden, Donnerstag den 26. November | Auf Anzeigen gewähren bei mindestens dreitägiger Wiederholung Rabatt | 1891.

Aktien-Gesellschaft und heutiger Staat als Unternehmer.

☐ Es hat Leute gegeben und giebt heute noch solche, welche sich in dem Wahne befinden, als ob die großen Aktiengesellschaften den ersten Schritt vom Kapitalunternehmen des Einzelnen zum sozialen Staate ausmachten.

Nun bedarf es wahrlich keiner besonders tiefen Untersuchung um den Irrthum dieser Ansicht herauszufinden. Die Aktien- oder Gesellschafts-Unternehmungen verfolgen vielmehr den ganz entgegengesetzten Zweck. Weil nämlich in unserer so sinnlos produzirenden Zeit, bei der sich immer mehr steigernden und auf Tod und Leben sich bekämpfenden Konkurrenz das Kapital des Einzelunternehmers großen Schwankungen und Gefahren ausgesetzt ist, so ein Geschäft leicht über Nacht zusammenstürzen kann und dann der Eigenthümer plötzlich vermögenslos wird, kam man auf den Gedanken, durch Zusammenschießen gewisser Summen von Mehreren zugleich das zu einem Unternehmen nöthige Kapital zu beschaffen. Man giebt Antheilscheine, Aktien zu einem gewissen Preise aus, setzt eine Verwaltung ein und nach jährlich gemachter Abrechnung erhält jeder Theilhaber oder Aktionär einen der Zahl der Betheiligten sowie der Höhe des jeweiligen Einsatzes entsprechenden Antheil am erzielten Ueberschuß oder Reingewinn, Dividende genannt.

Nun steckt selbstverständlich keiner der Aktionäre sein ganzes Vermögen in ein solches Unternehmen, sondern nur einen gewissen Bruchtheil. Sind dann wirklich einmal Verluste zu verzeichnen, so wird jeder Theilhaber ebenfalls nur von einem Theilverlust betroffen, und wenn selbst eine derartige Gründung ganz untergeht, so hat doch Jeder nur seinen eingezahlten — wenn es überhaupt geschehen — Antheil verloren, der ihn noch nicht arm macht, sondern gestattet, in anderen Unternehmungen weiter zu „arbeiten". Man sieht also, das ganze Wesen der Gemeinschafts- oder Aktien-Unternehmungen hat im Grunde keinen anderen Zweck, als die Herrschaft des Privatkapitals in der Geschäftswelt zu sichern und auf möglichst leichtem Wege große Gewinne zu erzielen.

Nun haben sich aber mit dieser Art geschäftlicher Unternehmungen große staunenswerthe Mißbräuche und Schwindeleien eingeschlichen. Man zeigt ein Unternehmen an, giebt Aktien aus zu einem gewissen Preise, erklärt aber zugleich, daß nicht gleich der volle Betrag eingezahlt zu werden brauche; angesehene Geschäftsleute „zeichnen" so und so viel — zahlen aber vorläufig nicht. Das lockt. Man zahlt auch, wenn dies Geschäft nicht gehen will, nach dem ersten Jahre eine betrügerische hohe Dividende aus und das lockt und verführt erst recht. Die Dummen gehen auf den Leim, kaufen Aktien, zahlen ihr Geld ein, bricht die Geschichte zusammen, so haben sie das Nachsehen, die Eingeweihten aber haben ihren Vortheil gewahrt.

Verspricht dagegen ein Unternehmen großen und sicheren Gewinn, so kaufen die Großkapitalisten selbst alle Antheilscheine auf, so daß das ganze Eigenthum Weniger ist und der reiche Gewinn dann auch für jeden Einzelnen um so höher.

Eine weitere schwindelhafte Schattenseite dieser Geschäfte ist das Schützlings- oder Protektionswesen. Da werden nämlich Leute zu Anstellungen empfohlen, welche vielfach kaum die allernöthigsten Fachkenntnisse und Fähigkeiten haben, erhalten außerordentlich hohe Besoldung und der schlecht bezahlte Beamte hat die Arbeit zu machen. Als Beispiel seien hier die Mittheilungen wiederholt, welche uns kürzlich über eine Großbrauerei in einer süddeutschen Stadt gemacht worden sind. In derselben erhält der Braumeister, ein noch ganz junger aber stark „protegirter" Mensch, außer freier Wohnung, Licht und Heizung jährlich einen Gehalt von **zwölftausend Mark**. Was mögen nun erst die Herren Aktionäre für sich jedes Jahr einstreichen! Auch darüber ein Beispiel: Der „Kölnischen Zeitung" zufolge beträgt der Gewinn der Harzener Bergbau-Gesellschaft für das abgelaufene Geschäftsjahr etwa 10 Millionen Mark. Hievon sollen 480 000 Mark zur Zahlung einer Dividende von 18 Proz. dienen, ca. 5 Mill. sollen zu Abschreibungen verwandt werden. Die „Vereinigungsgesellschaft für Steinkohlenbau im Wurmrevier" erzielte demselben Blatte zufolge einen Gewinn von 3 Millionen Mark und beabsichtigt eine Dividende von 10 Proz. gleich 1 200 000 Mark zu zahlen.

Und der Arbeiter? Nun der erhält seinen kargen Hungerlohn und kann gehen. Für ihn ist es gleich, ob nun Einzelne oder Mehrere das einstreichen, was ihm noch gebührte.

Wie nun Manche gemeint haben, daß die soeben kurz behandelten Aktienunternehmungen den ersten Schritt zur sozialistischen Gesellschaft bildeten, so wähnen auch Viele, daß die staatliche Monopolisirung aller öffentlichen Einrichtungen einen solchen Schritt ausmache. Aber das ist ebenfalls ein Irrthum. Der Vortheil und der Zweck unseres heutigen Staates sind von dem Vortheil und Zwecke des Volkes grundverschieden. Nicht nur, daß der heutige Staat das Volkswohl nicht zu seinem Ziele gesetzt hat, verfolgt er vielmehr seine eigenen Sonderzwecke und -Ziele stets auf **Kosten des Volkes**. Das Volk muß seine kräftigsten und gesündesten Söhne hergeben, um die Macht des Staates zu vergrößern und zu befestigen, sogar die Macht über sich selbst; das Volk muß den letzten Groschen als Steuer hergeben, wenn der Staat es verlangt; das Volk muß sich die Vertheuerung der allernöthigsten Lebensmittel gefallen lassen und muß hungern und darben, wenn der Staat es zu **seinem** Vortheil für gut findet.

Und derselbe Staat, welcher dem Volke einfach nimmt wo und so viel er will, zahlt, gleich den Aktiengesellschaften, nur den hohen und höchsten Beamten fette Gehälter, dem großen Heere der übrigen Angestellten giebt er ebenfalls nur einen Hungerlohn, oft noch weniger als der Privatgeschäftsmann, wie allbekannt. Ja, derselbe Staat schämt sich nicht, wenn gedrückte Arbeiter mehr Lohn fordern, seine Soldaten, die Söhne des Volkes, als Ersatz zu schmählich billigem Lohne den Unternehmern zu leihen, so daß ein Bruder den andern im harten Kampfe ums Dasein verdrängt.

Nun denke man sich, **diesem** Staate die Verwaltung aller Einrichtungen übertragen, diesem Staate, welcher mehr als jeder andere Unternehmer die Macht hat, jeden unliebsamen Arbeiter brotlos zu machen, aus dem Lande zu weisen, mit Weib und Kind zu vernichten, **diesem** Staate Alles übertragen? Was käme da wohl heraus? Wohl muß die Kapitalswirthschaft aufhören, wenn die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangen soll, aber durch Aktiengesellschaften und Monopole unseres heutigen Staates wird das ersehnte Heil wahrlich nicht erreicht.

Deutscher Reichstag.

124. Sitzung vom 23. November.

Fortsetzung der Berathung über die **Krankenversicherung**. Nach § 7 können die Kranken in ein Krankenhaus gebracht werden und zwar „diejenigen welche verheirathet oder Glieder einer Familie sind", mit ihrer Zustimmung, falls nicht die Art der Krankheit (Ansteckungsgefahr rc.) die Behandlung in der Familie unmöglich macht. Die Angehörigen, für deren Unterhalt der in das Krankenhaus Gebrachte zu sorgen hat, erhalten dann die Hälfte des Krankengeldes. Der § 7 wird in dieser Fassung angenommen nach Ablehnung mehrerer unwesentlicher Zusatzanträge.

Nach § 8 wird der Betrag des ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagearbeiter von den höheren Verwaltungsbehörden nach Anhörung der Gemeindebehörden festgestellt; Aenderungen in der Festsetzung treten erst 6 Monate nach der Veröffentlichung in Kraft. Die Festsetzung findet für männliche und weibliche, erwachsene und jugendliche Arbeiter (§ 135 der Gewerbe-Ordnung) gesondert statt.

Auf Antrag des Abg. v. **Strombeck** wird die Bezugnahme auf § 135 der Gewerbe-Ordnung beseitigt durch Einführung der betreffenden Bestimmungen über die jugendlichen Arbeiter.

Nach § 16 können die Gemeinden Orts-Krankenkassen errichten für die in einem Gewerbszweige oder in einer Betriebsart beschäftigten Arbeiter, für mehrere Gewerbszweige können gemeinsame Kassen errichtet werden, wenn in den einzelnen Gewerbszweigen die Zahl der zu versichernden Personen 100 nicht übersteigt.

Unter Ablehnung eines freisinnigen Zusatzantrages wird § 18 unverändert angenommen, ebenso § 18a, wonach die Gemeinden das Recht haben, Gewerbszweige, für welche eine Orts-Krankenkasse nicht besteht, einer anderen Orts-Krankenkasse zuzuweisen.

§ 21 setzt die Leistungen der Orts-Krankenkasse fest; das Krankengeld soll sich richten nach dem durchschnittlichen (nicht nach dem ortsüblichen) Tagelohne; für Wöchnerinnen soll ein Krankengeld gewährt werden, wenn sie sechs Monate vor der Entbindung „ununterbrochen" Mitglieder der Kasse gewesen sind.

Die **Sozialdemokraten** (Auer und Genossen) wollen das Wort „ununterbrochen" streichen; Abg. **Spahn** beantragt, daß nur ehelichen Wöchnerinnen Krankengeld gewährt werden soll.

Abg. v. **Strombeck** will den durchschnittlichen Tagelohn nach § 8 (also ebenso wie den ortsüblichen Tagelohn) durch die höheren Verwaltungsbehörden festsetzen lassen.

Das Sterbegeld soll, wenn ein Mitglied nach Beendigung der Krankenunterstützung stirbt, nur gewährt werden, wenn der Tod „infolge derselben Krankheit", für welche die Unterstützung gewährt ist, vor Ablauf eines Jahres eintritt.

Abg. **Hirsch** (dfr.) beantragt die Streichung der Worte „infolge derselben Krankheit."

Abg. **Spahn** (Centrum) will die Krankenunterstützung auf die ehelichen Wöchnerinnen beschränken weil eine Unterstützung der unehelichen gegen die guten Sitten verstoßen würde.

Abg. **Kunert** (Soz.): Die Vorlage bringt theilweise neue Grundlagen für die Krankenversicherung aber nicht Verbesserungen, sondern Verschlechterungen. Eine sehr harte Forderung ist es, daß die betreffenden Wöchnerinnen sechs Monate lang ununterbrochen einer Krankenkasse angehört haben sollen. Die Erwerbsverhältnisse bringen eine große Fluktion unter den Arbeitern mit sich, so daß häufig ein Wechseln der Arbeiterinnen aus einer Kasse in die andere eintritt, und durch diese Bestimmung eine Schädigung derselben hervorgerufen wird. Deshalb muß das Wort „ununterbrochen" gestrichen werden. Sodann sind wir gegen den Ausschluß der unehelichen Wöchnerinnen schon vom rein menschlichen Standpunkte. Eine uneheliche Wöchnerin ist entschieden hülfsbedürftiger als eine eheliche, und nach der Statistik ist die Sterblichkeit der unehelichen Kinder größer als der ehelichen. Wenn die uneheliche Wöchnerin ihre Kassenpflicht erfüllt hat, muß auch die Kasse die entsprechende Gegenleistung gewähren. Wir wollen eine solche Arbeiterin auch vor dem Anheimfallen an die öffentliche Armenpflege bewahren, da diese gewöhnlich mit dem Odium der Schande belegt ist. Eine uneheliche Wöchnerin ist doch keine Verbrecherin; nur für strafrechtliche Vergehen kann eine Sühne verlangt werden. Sollen die Mädchen für den außerehelichen Umgang bestraft werden, so muß auch für die Männer eine Strafe eingeführt werden. Hätten wir eine solche Strafe, so würden sicherlich neun Zehntel der Bourgeoisie darunter zu leiden haben. Der Religion und den guten Sitten können wir durch den Antrag Spahn nicht wieder auf die Beine helfen. Religiöse und sittliche Fragen soll man nicht mit wirthschaftlichen verquicken und es ist unmöglich, Religion und Sittlichkeit auf Kosten der Gerechtigkeit und der einfachsten Menschenliebe zu heben. (Abg. Bebel: Sehr richtig!) Daher ist der Antrag des Centrums inhuman und geradezu unmoralisch. (Lachen im Centrum.) Es ist charakteristisch für das Centrum, daß ihm die Einbringung eines solchen Antrages überhaupt möglich war, der die Arbeiterfreundlichkeit desselben in das rechte Licht setzt. Die liberale Partei hat zwar die Kommissionsfassung mit möglich gemacht, aber wohl mehr der Noth gehorchend, als dem eigenen Triebe. Nach den manchesterlichen Gedanken, die neulich der Abg. Meyer geäußert hat, scheinen die Herren eine andere Triebfeder zu haben als die Humanität. (Abg. Hirsch: Das geht doch zu weit!) Sie kommen immer mehr auf ihren manchesterlichen Grundsatz des laisser aller, laissor faire zurück.

Abg. **Buhl** (ntl.) empfiehlt die unveränderte Annahme der Kommissionsbeschlüsse: die Bestimmung wegen der sechsmonatlichen Dauer der Zugehörigkeit zur Kasse sei dahin zu verstehen, daß die Wöchnerinnen 6 Monate Mitglied irgend einer Kasse gewesen sein müssen, nicht derselben Kasse.

Feuilleton.

[Nachdruck verboten.

Sonderbare Schwärmer.

44] Roman von **Max Kretzer.**

Roloff wollte ihr nach, aber Ahlfeldt, sein Geschäftsführer, eilte auf ihn zu und hielt ihn in einem Nebenzimmer fest. Er überreichte ihm ein Kouvert.

„Eine Depesche aus London, Herr von Roloff."

Mechanisch nahm Roloff das Kouvert und riß es auf. Einen Blick hatte er auf das Papier geworfen, dann mußte er sich stützen. Sie befanden sich allein in dem Raum.

„Ahlfeldt, Ahlfeldt — lesen Sie."

Er ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder.

Aus Ahlfeldt's Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen.

„Gott, Gott, Herr von Roloff — die Silberminen sind zerstört durch einen Bergrutsch, und Abraham Smith und Morton in New-York haben dadurch fallirt? Um Himmelswillen, wie kann das sein?"

Holzig und Feigenkohl durchschritten eben den Saal. Sie hatten Alles gehört.

Als sie im Spielsaal waren, begann Holzig: „Bester Herr Doktor, haben Sie gehört? Diese grausige Nachricht. Himmel, wenn das wahr sein sollte, ich wäre ein armer Mann. Mein ganzes Kapital habe ich in die Bauten gesteckt."

Feigenkohl dachte an die neuntausend Mark, die er am andern Tage zu bekommen hoffte.

„Dummheit — eine reine Alarmnachricht. Vielleicht der Schreckschuß eines Freundes, der Leichen in England von dem Fest gehört hat. Machen Sie sich nur keine Sorgen."

„Meinen Sie, meinen Sie? Das wäre ja — wirklich schrecklich. Was sollte denn aus dem Riesenprojekt mit der Regierung, das morgen in Scene gesetzt werden soll? Nein, nein — wenn man bedenkt, heute unermeßlich reich, morgen bettelarm, das wäre ja entsetzlich?"

Der kleine Töpfermeister und Ofenfabrikant machte den Eindruck eines hilflosen Kindes.

Ritter und Flux gingen an ihnen vorüber. Holzig hatte sie nicht bemerkt und streifte Ritter. Dann erblickte er ihn und prallte zurück. Flux betrachtete ihn spöttisch. Holzig wurde über und über roth, doch konnte er nicht umhin, eine etwas linkische Verbeugung zu machen. Feigenkohl war schon ein paar Schritte voraus, und diesen günstigen Moment verstand Herr Holzig zu benutzen.

„Guten Abend, mein lieber Herr Ritter. Lange nicht gesehen, hat mir ungeheuer Leid gethan. Soll Sie grüßen von meiner Frau und den Kindern."

Ritter blickte ihn verwundert an. Am liebsten hätte er laut aufgelacht über diese Begrüßung. Im ersten Augenblick glaubte er einen Verrückten vor sich zu haben. Aber Holzig belehrte ihn eines Anderen.

Er zog Ritter ungenirt bei Seite.

„Sagen Sie doch, lieber Herr Ritter — unter uns gesagt, ich habe Sie immer für einen talentvollen Mann gehalten, gar keine Frage, machen Sie keine Einwendungen, Sie haben's nur nie glauben wollen, Feigenkohl hat mir Alles erzählt über Ihren Roman, er ist Ihnen nicht recht grün, aber das macht nichts. Verlieren Sie nur nicht den Muth, die Geschichte kann nicht schlimm werden. Das gefällt mir, daß Sie einmal der Welt den Beweis gegeben haben, wie wenig man junge Talente heutzutage achtet; Sie müssen nur die dreißigtausend Mark nicht annehmen, verstehen Sie? Dann kann noch Alles gut werden. Vertrauen Sie mir, ich habe viel im Leben mit den Gerichten zu thun gehabt —"

Er hatte das Alles mit einer höchst bedeutsamen Miene hervorgebracht, die erst scheinen sollte, aber Ritter fortwährend ein Lächeln abzwang.

Holzig fuhr fort:

„Aber sagen Sie mir blos, mein lieber Herr Ritter, haben Sie schon gehört von der Depesche, die Roloff soeben bekommen hat? Die ganzen Silberminen sind vernichtet, da oben — Sie wissen doch, in Mexiko — und sein Bankier in New-York, der mit daran betheiligt ist, hat plötzlich Pleite gemacht —"

Ritter ließ ihn nicht ausreden.

„Aber was reden Sie denn?"

„Sehen Sie, so erstaunt war ich ebenfalls, aber Feigenkohl und ich haben's eben mit eigenen Ohren da im Saale vernommen. Herr Ahlfeldt hat die Depesche gelesen und sie dann laut zu Roloff erwähnt, der kreideweiß auf einem Sessel saß."

Ritter wollte forteilen. Holzig hielt ihn zurück.

„Bester Herr Ritter, wenn Sie mich vielleicht morgen Nachmittag besuchen könnten. Machen Sie doch nicht so ein Gesicht. Es ist ja Alles vergessen mit der Klara. Ich bin ein armer Mann, wenn die Geschichte mit Herrn Roloff wahr sein sollte."

Ritter sah ihn prüfend an. Sollte ihm hier eine neue Falle werden? Und doch war er beseelt von dem Gedanken, daß Klara ihn noch nicht vergessen haben könne, und der Alte endlich zur Einsicht gekommen sei. Aber weshalb verkehrte er denn noch immer so eng mit Feigenkohl? „Es ist ja Alles vergessen mit Klara." Was wollte er damit sagen? Das klang sehr zweideutig. Gewiß wollte er ihn nur wieder als Mittel zum Zweck benutzen, wie bereits einmal. Sein inneres Gefühl empörte sich. Der lauernde Blick aus Holzigs Augen kam ihm verdächtig vor.

„Ich bedaure lebhaft, Herr Holzig, entschuldigen Sie mich. Ihre Nachricht hat mich auf's Aeußerste erregt. Sie haben mich einmal hintergangen, das war genug für mich."

Er riß sich mit Gewalt los.

„Herr Ritter, Herr Ritter, nur einen Augenblick noch —"

Er hörte nicht mehr.

„Dieser Stolz von dem Menschen," murmelte der Ofenfabrikant vor sich hin. „Aber er hat Recht. Ich hätte es ebenso gemacht. Doch diesem Feigenkohl muß man jetzt auf die Finger sehen. Die Geschichte mit dem Hoflieferanten und der Bekanntschaft des Hofmarschalls scheint Schwindel zu sein."

Flux hatte sich unterdessen an einen der Spieltische gestellt und sich den Anschein gegeben, als sei er ein eifriger Zuschauer. Auf die Lehne des Stuhles des vor ihm Sitzenden hatte er jedoch ein kleines Skizzenbuch gelegt und mit wenigen Strichen hatte er Holzig treffend ähnlich karrikirt. Jetzt trat er Ritter entgegen und zeigte ihm flüchtig die Skizze.

„Was meinen Sie zu dieser Bierkruke mit abgebrochenem Hals."

Ritter konnte nur mühsam ein lautes Lachen unterdrücken beim Anblick des originellen Konterfeis.

Flux fuhr fort:

„Glauben Sie, daß dieses Bild Ihnen zu einer Frau verhelfen könnte, zu Ihrer „holden," „heißgeliebten," hoffentlich nur die Schmollende spielenden Klara, um derentwillen Sie einmal die Engel im Himmel pfeifen hören wollten?"

Ritter mußte wieder über den pathetischen Ton lachen, dann blickte er Flux fragend an.

„Sie verstehen mich noch nicht ganz, mein lieber Herr Idealist —"

„Offen gestanden, nein —"

„Aber so seid Ihr Idealisten unpraktisch in allen Dingen und in der Liebe am meisten. Ihr seid immer im Himmel bei Nektar und Ambrosia,

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18911126/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG